

Auszug aus **Weg und Ziel** bei **Context XXI**

(<http://contextxxi.org/vom-fortschritt-in-der-geschichte.html>)

erstellt am: 28. März 2024

Datum dieses Beitrags: März 1997

Vom Fortschritt in der Geschichte über den Wert zum Gut

Überlegungen zu den Aufsätzen von Gerhard Scheit

■ FRANZ SCHANDL

Gerhard Scheits Texte gehören zu den anregendsten, die uns gegenwärtig bekannt sind. Egal ob es sich um musik- oder theaterwissenschaftliche Schriften [1] handelt, um geschichtsphilosophische oder werttheoretische Abhandlungen. [2] Vor allem die Entwicklung einer elementaren Kritik des Gebrauchswerts scheint uns von immenser Bedeutung. G. Scheit wird seinem Namen also gerecht.

Wer weit geht, geht allerdings auch manchmal in die Irre. Die Aufgabe dieses Beitrags besteht nun darin, das Scheitsche Schriftgut hinsichtlich der hier aufgeworfenen Fragestellungen zu sondieren und sich mit den vorgestellten Thesen und Einwendungen an unsere Adresse auseinanderzusetzen. Die Wichtigkeit bedingt auch die unbeabsichtigte Länge der Ausführungen.

Fortschritt und Geschichte

Sicher will der Fortschrittsbegriff verallgemeinern, er sagt nichts weniger aus, als daß Geschichte zwar kein Ziel, wohl aber Logik und Richtung kennt, kein wildes Durcheinander von Eventualitäten ist. Ohne Verallgemeinerung der Geschichte — die nun frei nach Adorno stets zu konstruieren wie zu verneinen ist — haben Praxis und Perspektive keinen Sinn, müßten ersetzt werden durch die jeweils aktuelle Gelegenheitsvernunft, den Opportunismus. Genau das ist der Punkt, wo postmoderne Überlegungen ansetzen. Der Fortschritt, das

ist zweifelsfrei eine dieser heute verpönten großen Erzählungen. Die Begründung einer sozialistischen Möglichkeit kann nur zielführend sein, wenn Fortschritt nicht generell geleugnet wird.

Natürlich hat Scheit recht, wenn er meint, daß wir einerseits den Fortschrittsbegriff entleeren, um ihn andererseits wieder aufzufüllen. [3] Darin erkennen wir auch keine Tragik. Er ist eben vom pompösen aufklärerischen Beiwerk zu befreien, vor allem von der Vorstellung eines Automatismus, der der Möglichkeit stets die Notwendigkeit unterschiebt und die Verwirklichung als sicher erscheinen läßt. Dem ist nicht so. Aber auch nicht umgekehrt.

Fortschritt, wie wir ihn verstehen, ist jedenfalls von seiner allzupositiven Alltagsassoziation zu befreien, es gilt ihn dialektisch zu fassen, nicht mechanisch. Marx selbst charakterisierte Fortschritt sowohl positiv als auch negativ. Im Ersten Band des „Kapitals“ schreibt er etwa: „Und jeder Fortschritt der kapitalistischen Agrikultur ist nicht nur ein Fortschritt in der Kunst, den Boden zu berauben, jeder Fortschritt in der Steigerung seiner Fruchtbarkeit für eine gegebene Zeitfrist zugleich ein Fortschritt im Ruin der dauernden Quellen der Fruchtbarkeit.“ [4]

Dort wo wir schreiben: „Fortschritt sagt lediglich, daß die Menschheit nicht beharrend bei sich bleibt, sondern den Kreislauf der ersten Natur durchbrechen konnte“, meint Scheit: „Die Betonung wäre allerdings auf die Vergan-

genheitsform zu legen: Fortschritt war (Hervorhebung von F.S.) der Ausstieg des Menschen aus der Evolution: die Entstehung der Gesellschaftlichkeit (...)“ [5]

Nun wissen wir nicht, was hier genau unter Betonung zu verstehen ist: jedenfalls legt der Satz nahe, daß es Fortschritt im Übergang zur zweiten Natur gegeben hat, dieser sich damit aber vorerst erledigt hätte. Wir hingegen setzen auf eine Permanenz des Fortschreitens und somit des Fortschritts: das Heraustreten aus der ersten Natur ist nicht nur an seinen ersten Ermöglichkeiten zu messen, sondern an seinen andauernden Verwirklichungen, wovon die fetischistische Form des Werts bisher wohl in ihrer universellen Penetranz die entwickeltste Stufe darstellt. Daß Scheits Überlegungen — denken wir ihn zu Ende — zu der etwas wilden Konstruktion führen, Fortschritt nur noch an den Übergängen von der ersten zur zweiten und von der zweiten zur dritten Natur festzumachen, sei ebenfalls angemerkt. Was aber war dazwischen und nachher? Fortschritt meint also nicht bloß die Entstehung, sondern auch die Entwicklung der Gesellschaftlichkeit.

Fortschritt und Wert

Weiters behauptet Scheit, daß unser (zweiter) Definitionsversuch lediglich das Wertgesetz paraphrasiere: „Was heißt eines vergleichbaren qualitativen Produkts“, fragt er, „wenn die Vergleichbarkeit nicht durch den Wert hergestellt wird? Die Trennung von

Qualität des Produkts (Gebrauchswert) und Quantität der Arbeitszeit (Tauschwert) ist bereits der Modus des Wertes.“ [6]

So ganz will uns das nicht einleuchten. Zwar stimmt es, daß diese Trennung einen Modus des Werts darstellt, aber es stimmt auch, daß diese Trennung erst in und mit der Ware konstituiert wurde. Der Trennung ist also keine Identität von Gebrauchs- und Tauschwert vorausgegangen, sondern Zustände, die weder das eine noch das andere überhaupt kannten.

Die Frage, die sich nun stellt, ist, ob eine Vergleichbarkeit außerhalb der Kategorien des warenproduzierenden Systems überhaupt gewährleistet werden kann, ob es eine Qualität gibt, die nicht apriori durch das Mitdenken des Werts schon infiziert ist. Der Wert wäre sodann total oder absolut, alles ihm zugehörig oder zumindest analogisiert. So recht will auch das nicht in unseren Kopf. Aus der absolutistischen Tendenz ist nicht seine unbedingte Verwirklichung zu folgern.

Der Wert ist außerdem ja nicht die geopferte Zeit, sondern die spezifische Zurichtung der Zeit für den Markt. Nicht Arbeitszeit an sich schafft Wert, sondern nur gesellschaftlich nützliche Arbeitszeit. Der Kapitalismus rechnet nicht in bloßen Zeiteinheiten (das wäre schon fast sozialistisch), sondern in wertgewichteten Zeiteinheiten. Prinzipiell ist es natürlich sinnvoll, Traktoren und Schuhe, Kopierer und Mischmaschinen in kürzerer Tätigkeitsdauer, mit weniger Verschleiß an Muskel, Nerv und Hirn herzustellen. Bloß das kann überhaupt Freiraum und Freizeit für alle Menschen, nicht nur für bestimmte Privilegierte, hervorbringen. Es gilt zu Gegebenheiten vorzudringen, die eben nicht von Reproduktion und Produktion, kurzum vom Alltag diktiert werden.

Selbstverständlich ist der Fortschrittsbegriff auch an den Wert geknüpft. Für die Vorgeschichte gilt: Die Herausbildung des Werts und die Entwicklung des Werts ist ein Fortschritt. Die Krise des Werts ist somit auch die Krise des Fortschritts. In einer Zeit, wo der Wert verfällt, das Wertgesetz immer weniger greift [7] — auch wenn es sich nach wie vor kolonialistisch aufführt und be-

treibt — die Wertkritik hingegen aufsteigt, muß auch der abendländisch-aufklärerische Fortschrittsbegriff in die Krise geraten. Was allerorten sinnlich erfahrbar ist. Nichtsdestotrotz ist die Kritik von Wert und Fortschritt keine, die aus ihren unmittelbaren Gegebenheiten abgelöst werden kann.

Kapitalakkumulation und Fortschritt waren jedoch niemals identisch, sehr wohl aber liefen sie eine ganze historische Epoche (von den Anfängen des Kapitals bis zum Fordismus) synchron. Das heißt ohne Kapitalakkumulation kein Fortschritt, konkret: keine Demokratie, kein Rechts- und Sozialstaat. Damit sollen die repressiven Momente gar nicht verschwiegen werden. Die gehören ebenso dazu. Diese Synchronität ist heute gestört und erscheint nicht mehr herstellbar. Und darin liegt ja gerade die Besonderheit der aktuellen Phase.

Es drängt sich also die Frage auf, ob die Koppelung von Fortschritt und Wert eine eherne ist, oder ob die gleichzeitige Krise von beiden nicht eine Abkoppelung andeutet, deren Chance begriffen werden muß, das heißt, daß eben die Wertkritik nicht zu einer prinzipiellen Fortschrittskritik führen muß, daß sich Fortschritt nicht nur vor dem Wert — und darauf hat Gerhard Scheit ja andernorts zurecht hingewiesen [8] — formulieren läßt, sondern auch nach, vor und neben dem Wert. Aus der Amalgamierung von Wert und Fortschritt ist nicht eine eherne Verwachsenheit zu schließen. Aus der Notwendigkeit der Überwindung des Werts ist keine Liquidation des Fortschritts abzuleiten. Freilich muß so etwas wie der „wertlose“ Fortschritt erst erkannt und bewußt werden.

Zweifellos ist der Gedanke an den Fortschritt gleichzeitig mit der Etablierung von Ware und Wert aufgekommen, was aber nicht heißt, daß er nur dieser Welt zugehörig sein muß. Verschiedene Kategorien haben verschiedene historische Festigkeiten, man könnte reziprok auch von divergierender ontologischer Härte sprechen.

Begreifen wir die sogenannte zweite Natur, die Vorgeschichte, als eine bestimmbare Entwicklungsepoche, dann sind Quasi-Ontologisierungen der sie zentral kennzeichnenden Momente

nicht nur nicht ausgeschlossen, sondern unbedingt erforderlich. Die Stoßrichtung gegen die Ontologisierung kann ja selbst keine ontologische sein, die sich kategorisch auf alles und jedes anwenden und ausweiten läßt, sondern sie war stets gerichtet gegen die bürgerliche Ontologisierung der Herrschaft und ihrer Begrifflichkeiten in die Vergangenheit und in die Zukunft.

Das Problem ist auch, daß man um den Fortschrittsbegriff nicht herumkommt, er ist zu kritisieren, man kann sich seiner aber nicht entledigen. Ob die von uns vorgenommene Doppelung trägt, oder ob sie nicht vielleicht ein (un)geschickter Schwindel ist, sei vorerst einmal dahingestellt. Wichtig ist es, sich dem Problem zu stellen, nicht aus der arbeitertbewegten Euphorie in einen pessimistischen Nihilismus zu verfallen.

Schiefe Metapher

„Begrift man den Fortschritt unmittelbar als Kapitalakkumulation und Durchsetzung des Wertgesetzes — dann ist diese Notbremse die einzige Perspektive, die auf dem Planeten bleibt.“ [9] Scheits Kritik ist hier wider Willen bei der Affirmation der Kapitalherrschaft gelandet. Was er uns zu Unrecht unterstellt, Fortschritt und Kapitalakkumulation identisch zu setzen, diesem Gedanken frönt er nun selbst.

Ein Problem scheint für uns nun darin zu liegen, daß die Scheitsche Wertkritik ohne Krisentheorie verläuft, sozusagen auf halben Weg stehenbleibt. Scheits Skeptizismus rührt wohl auch daher, weil die Krise der Verwertung in seinen Betrachtungen — soweit wir sie kennen — keine Rolle spielt. Letztlich bleibt nur eine Rückkehr zum Politizismus, so sehr Gerhard Scheit dem praktisch auch fernstehen mag. Die Alternative ist sodann auch eine voluntaristische. Folgendes Bild entsteht in unserem Kopf: Kräftige Männer, gewappnet mit einer scharfen Ideologiekritik greifen rettend ein. Scheit fällt hier selbst hinter die Kritik der politischen Ökonomie zurück, die wahre Schranke des Kapitals ist nicht mehr wie bei Marx das Kapital selbst, [10] sondern das sind die Bremser auf der Lok.

Die Notbremse erscheint uns deshalb als schiefe Metapher, weil — wird sie erfolgreich gezogen, wofür es so überhaupt keine Indizien gibt — wir nach-

her auch nirgendwo anders sind als vorher. Wenn schon, dann gilt es die Schienen zu sprengen, Örtlichkeit als Synonym für Möglichkeit abseits der vorgegebenen Strecke zu entfalten. Nicht Stillstand, sondern Überwindung, nicht Verengung, sondern Ausweitung wäre angesagt.

Benjamins und mit ihm Scheits Denken ist zutiefst pessimistisch, mehr als daß das Werkel gestoppt werden kann, will es nicht zulassen. Wer soll sie nun aber ziehen, diese Bremse? Vom Proletariat als emanzipatorischer Kraft und dem Klassenkampf als revolutionärer Form hat Scheit sich ja zurecht verabschiedet. Wer soll das nun können wollen? Wie soll das über die Schiene gehen?

Umgekehrt, das Werkel wird sich von selbst stoppen, der gesellschaftliche Stau verweist schon Richtung Motorschaden. Was aber nicht unbedingt anheimelnd sein muß. Das Sich-Selbst-Stoppen ist nicht als positives Ereignis zu sehen. Ohne bewußtgemachte (getrennt wie zusammengeschrieben, also in doppelter Deutung) Alternative ist das Allerschlimmste zu fürchten, nämlich die fortschreitende Entzivilisierung der gesellschaftlichen Kommunikation, wie wir sie schon heute in zahlreichen Weltgegenden ausmachen können. Wenn weder Kapitalismus noch Sozialismus möglich sind, ist der Weg in die sekundäre Barbarei vorgezeichnet.

Welche Wertkritik?

Ganz unsentimental: Der kapitalistische Fortschritt ist der spezifische Fortschritt, der eben wegen seiner ökonomischen, politischen und militärischen Potenz siegreich gewesen ist. Ob einmal etwas anderes möglich gewesen wäre, andere Dynamiken ihre historischen Chancen nicht nutzen konnten, mag erstens möglich gewesen sein, darf aber zweitens auch bezweifelt werden, drittens vor allem aber ist es, denken wir perspektivisch, müßig. Die Entwicklung der Menschheit ist nun mal so verlaufen. Falsch und richtig sind keine Kriterien zur Beurteilung der Geschichte.

Der Wert ist also nicht das gesellschaftlich Böse, das zu Verneinende schlechthin, sondern das in seinem gesellschaftlichen Umfeld zu Dechiffrierende. Eine dialektische Kapitalis-

mus-Kritik ist keine rein negatorische, so nach dem Motto: Die Entwicklung der Menschheit ist falsch verlaufen. Das klingt äußerst christlichabendländisch, erinnert stark an den Sündenfall. Unserer Einschätzung nach war der Wert zur Herausbildung bürgerlicher Verhältnisse (vom Rechtsstaat bis zur Demokratie, bis hin zu bürgerlichen Leitbildern wie Freiheit, Gleichheit und Solidarität) das treibende Ferment. Kurzum: Unsere Möglichkeiten verdanken wir der positiven Dialektik des Kapitalismus. Die bürgerliche Sichtweise verallgemeinert hier bloß unzulässig, will von Hegel bis Fukuyama gleich das Ende und den Höhepunkt menschlicher Entwicklung überhaupt erblicken.

Die zentrale Bedeutung der Wertkritik rührt primär nicht daher, weil sie die fundamentalen Grundlagen des Kapitalverhältnisses angreift, eben nicht bloß die Folgen kapitalistischer Zustände beklagt und politisch ausgleichen möchte, sondern weil diese Kritik heute erstmals verallgemeinerungsfähig wird, ihren bloß esoterischen Charakter verliert und exoterische Potenz gewinnt. Diese gilt es allerdings erst zu exemplifizieren.

Die Frage nach der Universalisierung der Wertkritik stellt sich nicht auf der zeitlichen Achse, sehr wohl aber auf der räumlichen. Der aktuelle Vorrang der Wertkritik ergibt sich nicht daraus, daß sich mit ihr beliebig rückwärts argumentieren läßt, das wäre sicher Unfug, ihre Relevanz rührt daher, daß — unabhängig davon, wie die vorkapitalistische Geschichte vieler Gesellschaften ausgesehen haben mag — der Kapitalismus sich universell durchsetzen konnte. Der Weltmarkt wurde hergestellt auf Grundlage seiner Prinzipien, egal was vorher gewesen. Es ist der Wert, der die Welt in Atem hält. Doch er wird kurzatmiger.



Profit 1980: Das Haus soll abgerissen werden, um Parkplätze für einen Supermarkt zu schaffen

In der Marxschen Kritik der politischen Ökonomie ist die Wertkritik selbstverständlich angelegt, aber sie ist noch nicht entwickelt, bzw. ist — abgesehen vom Ersten Abschnitt des Ersten Bandes des „Kapitals“ in der Kritik des Mehrwerts enthalten, muß aus jener gelöst werden. Die Kritik des Mehrwertes ist nämlich auch durchaus als Affirmation des Wertes zu lesen — Robert Kurz hat darauf in seinen Untersuchungen zum „doppelten Marx“ stets hingewiesen — somit kann die Realisierungsform des Kapitalismus durch den Mehrwert von der spezifischen Substanz der Warenproduktion, dem Wert, getrennt werden. Die gesamte bisherige marxistische Kritik blieb weitgehend in dieser Beschränkung befangen.

Gebrauchswert und Wert

Vorerst einmal gilt es festzuhalten, wo Gerhard Scheit eindeutig recht hat: Die Begriffe Tauschwert und Gebrauchswert sind grundsätzlich als zwei verschiedene Arten von Abstraktionen intendiert, beim ersten wird vom konkreten Produzieren abstrahiert, beim zweiten vom konkreten Produkt. Beides sind Abstraktionen von Arbeit. Der Tauschwert respektive Wert verkörpert das abstrakt Allgemeine der lebendigen Arbeit, der Gebrauchswert das abstrakt Allgemeine der toten Arbeit. Der Gebrauchswert ist aus der Kritik nicht auszunehmen, wenngleich es sich bei dieser um keine Wertkritik im eigentlichen Sinne handelt, sondern um eine Warenkritik im Allgemeinen. Wogegen Scheit sich also zurecht ausspricht, ist die Ontologisierung und Heiligsprechung des Gebrauchswerts.

„Das heißt die Trennung von Tausch- und Gebrauchswert ist eigentlich nicht durchzuhalten, [sie] ist nur eine vorübergehende Arbeitsabstraktion — ebenso wie die Trennung von Produktivkraft und Produktionsverhältnissen. Man sollte darum die Abstraktion des Gebrauchswerts durchaus nur als eine Art Arbeitshypothese betrachten — notwendig, um den Tauschwert in Ruhe studieren zu können, gewissermaßen unter den Bedingungen des Laboratoriums. Diese Arbeitshypothese hat sich in-

dessen im Bewußtsein vieler verfestigt zu einer ontologischen Differenz, mit der das Dilemma des Fortschrittsbegriffs ebenso zusammenhängt wie eine gewisse Blindheit für die Ökologie. Aus der Abstraktion gewannen die Gebrauchswerte und die Produktivkräfte ihre Unschuld und der Fortschrittsbegriff seine Unangreifbarkeit.“ [11] „Gebrauchswert ist ebenso wie Wert ein Begriff, der auf die Warenform gemünzt ist — und nur in diesem Zusammenhang mit ihr einen Sinn ergibt. Die Fetischierung, die mit ihm betrieben werden kann, soweit er unabhängig vom Tauschwert verwendet wird, beginnt bereits in der ontologischen Scheidung von Quantität und Qualität.“ [12] Nur die Ware hat demnach Gebrauchswert und Tauschwert.

Insofern sind auch unsere Aussagen in den »Streifzügen« (Nr. 2/1996) zu relativieren. Zwar schreiben wir dort noch ganz richtig: „Die Ware wird verstanden als die konkrete Einheit von Gebrauchswert und Tauschwert“, leiten diese Grundbestimmung aber dualistisch aus: „Verschwindet der Tauschwert (respektive der Wert), dann verliert das Produkt zwar seinen Warencharakter, bleibt aber stofflich aufrecht. Verschwindet hingegen der Gebrauchswert (z.B. durch Konsumtion, Verderbnis, Diebstahl), dann geht mit ihm auch der Wert unter. Der Gebrauchswert ist eine Bedingung des Tauschwertes, der Tauschwert keine Bedingung des Gebrauchswertes.“

Der Tauschwert ist an den Gebrauchswert geknüpft, das Gut kann auch anders vorgestellt und hergestellt werden. Das heißt Tauschwert respektive Wert sind nicht natürlich aneinander gebunden, sondern nur unter besonderen historischen Bedingungen zur Ware verschmolzen. Als Ware ist die Ware ein gesellschaftliches Verhältnis, kein bloßer Gegenstand. Was aber auch weiter heißt: Das charakteristische Spezifikum der Ware ist der Wert, nicht der Gebrauchswert. Jener ist der Punkt, um den sich in der bürgerlichen Produktion alles dreht. Der Gebrauchswert (oder besser noch: der Gebrauch) ist ein soziales Apriori der Menschwerdung, Wert ein besonderes Verhältnis der Warenwirtschaft. Produkt und Ware sind nicht identisch, sondern lediglich historisch analogisiert.“ [13]

Diese Passage ist unter den Einwänden Gerhard Scheits zurückzunehmen und neu zu formulieren. In ihrer Schlichtheit kommt sie über die Standpunkte, gegen die Scheit zurecht polemisiert (Adorno, Haug, Pohrt) nicht hinaus, ja huldigt geradezu den unbefleckten Gebrauchswerten. Es geht also nicht an, den Gebrauchswert als Positivum gegenüber dem Tauschwert hinzustellen, jener selbst ist eben auch keine ontologische Größe, somit eben nicht zu verwechseln mit dem Produkt schlechthin, sondern eine historische Bestimmung.

Marxens Gebrauchswert

Marxens diesbezügliche Ausführungen sind alles andere als eindeutig, so sicher und abgeschlossen und letztendlich verführerisch einfach sie manchmal wirken. [14] Marx selbst aber durchbricht des öfteren dieses krude ABC des Gebrauchswertes. In den Grundrissen schreibt er etwa: „Die Ware selbst erscheint als Einheit zweier Bestimmungen. Sie ist Gebrauchswert, d.h. Gegenstand der Befriedigung irgendeines Systems menschlicher Bedürfnisse. Es ist dies ihre stoffliche Seite, die den disparatsten Produktionsepochen gemeinsam sein kann und deren Betrachtung daher jenseits der politischen Ökonomie liegt.“ So weit, so obligat. Doch gleich weiter heißt es: „Der Gebrauchswert fällt in ihren Bereich, sobald er durch die modernen Produktionsverhältnisse modifiziert wird oder seinerseits modifizierend in sie eingreift. Was im allgemeinen anstandshalber darüber gesagt zu werden pflegt, beschränkt sich auf Gemeinplätze, die einen historischen Wert hatten in den ersten Anfängen der Wissenschaft, als die gesellschaftlichen Formen der bürgerlichen Produktion noch mühsam aus dem Stoff herausgeschält und mit großer Anstrengung als selbständige Gegenstände der Betrachtung fixiert wurden.“ [15]

Marx stand mehrmals davor, das profane Alltagsätzchen über den Gebrauchswert zu sprengen, zog sich dann aber doch meist auf die traditionelle Position des Abendlandes zurück. Der Mut, die Phalanx von Aristoteles bis Ricardo endgültig zu verlassen, fehlte hier, wenngleich hervorgehoben werden muß, daß Marx seinen Schwerpunkt auf die Analyse des Werts, und noch

mehr des Mehrwerts legte. Einsicht und Notwendigkeit, beim Gebrauchswert Akzente zu setzen, waren aber auch objektiv unterdeterminiert, das heißt, sie standen in der praktischen Kritik einfach (noch) nicht auf der Tagesordnung.

Eine Marxsche Theorie der Gebrauchswerte liegt nicht vor. Nicht einmal eine implizite. In seiner letzten ökonomischen Schrift schreibt er, daß „der Gebrauchswert — als Gebrauchswert der Ware selbst einen historischspezifischen Charakter“ [16] besitzt. Über den Nationalökonom Adolph Wagner meint er darin: „Nur ein vir obscurus, der kein Wort des ‚Kapitals‘ verstanden hat, kann schließen: Weil Marx in einer Note zur ersten Ausgabe des ‚Kapitals‘ allen deutschen Professoralkohl über ‚Gebrauchswert‘ im allgemeinen verwirft und Leser, die etwas über wirkliche Gebrauchswerte wissen wollen, auf ‚Anleitungen zur Warenkunde‘ verweist, — daher spielt der Gebrauchswert bei ihm keine Rolle. Er spielt natürlich nicht die Rolle seines Gegenteils, des ‚Wertes‘, der nichts mit ihm gemein hat, als daß ‚Wert‘ im Namen ‚Gebrauchswert‘ vorkommt.“ [17]

Fassen wir zusammen, versuchen wir eine Stringenz dieser nur hingeworfenen Gedanken zu rekonstruieren: Erstens wird klar ersichtlich, daß Gebrauchswert und Tauschwert nicht (wie bei Smith und Ricardo) als die zwei Bestimmungen des Werts gelten, sondern als die zwei Bestimmungen der am Markt realisierbaren Ware. Zweitens zeigt sich deutlich, daß Marx, wo er gezwungen war, seinen Standpunkt zu präzisieren, über die einfache Division hinausdachte, der Gebrauchswert nicht mehr als Daseinsbedingung der zweiten Natur auftritt, sondern ganz plötzlich eine „historisch-spezifische“ Einordnung vorgenommen wird. Die inhaltliche oder dialektische Methode verlangte nach einer Differenzierung der Ware in ihre Aspekte, um überhaupt die Verwertung des Werts darstellen zu können, ebenso aber auch die Wiederverschmelzung der beiden in der konkreten Ware. Während erster Aufgabe breiter Raum gewidmet wurde, blieb letztgenannte in den Skizzen stecken.

Der Gebrauchswert ist ohne Wert nicht zu denken. Will eine umfassende Kritik

der Ware geleistet werden, dann kann sie die stoffliche Dimensionierung des Gebrauchswerts nicht bloß auf den Tauschwert überwälzen, sondern muß die Ware in ihrer Totalität in Frage stellen. Der Tauschwert ist dem Gebrauchswert nicht äußerlich. In der Ware sind sie untrennbar eins, erst deren Analyse muß sie teilen, um eben die Ware inhaltlich zu durchdringen. Marx ausnahmsweise einmal ganz deutlich in diesem Sinne: „Wir haben vorher gesehen, daß nicht gesagt werden kann, daß sich der Tauschwert in der einfachen Zirkulation realisiert. Es geschieht dies aber deswegen, weil ihm der Gebrauchswert nicht als solcher gegenübertritt, als ein durch ihn selbst als Gebrauchswert bestimmter; während umgekehrt der Gebrauchswert als solcher nicht im Verhältnis steht zum Tauschwert, sondern nur dadurch bestimmter Tauschwert wird, daß die Gemeinsamkeit der Gebrauchswerte — Arbeitszeit zu sein — als äußerer Maßstab an sie angelegt wird. Ihre Einheit fällt noch unmittelbar auseinander und ihr Unterschied noch unmittelbar in eins. Daß der Gebrauchswert als solcher wird durch den Tauschwert und daß der Tauschwert sich selbst vermittelt durch den Gebrauchswert, muß nun gesetzt sein.“ [18]

Die Gemeinsamkeit der Gebrauchswerte liegt im Tauschwert. An sich gibt es weder den einen noch den anderen. Um ein Produkt in-Wert-zu-setzen muß es Gebrauchswert haben (oder zumindest unterstellen). Denn: Gebrauchswerte werden getauscht, nicht Tauschwerte. Damit sich jene durch diese verwirklichen, müssen sie nicht nur konsumiert, sondern auch zirkuliert werden, das heißt dem Kauf und Verkauf zugänglich sein.

Wenn die Produktion hingegen konkrete allgemeine Tätigkeit darstellte (eben nicht abstrakte allgemeine Arbeit für den Markt), dann hätte sie weder Tauschwert noch Gebrauchswert. Sie wäre einfach für uns da, gestaltete sich in fetischfreier Form — so die unvorstellbare Normalität. Mit der Überwindung des Werts fällt auch der Gebrauchswert. Sozialismus ist also nicht das Reich der Gebrauchswerte, sondern das Reich vergesellschafteter Produktion, Distribution und Konsumtion. Mehl steht als Mehl im Gebrauch, nicht

mehr als Gebrauchswert.

Vielleicht wäre hier auch nützlich, die alten Synonyme Gebrauchswert und Gut zu scheiden, als Gut nur noch gelten zu lassen, was konkret gut tut und verallgemeinerungsfähige Potenz aufweist. Gut könnte verstanden werden als spezifische Einheit von Qualität und Quantität im entsprechenden Maß. Worin sich möglicherweise schon deren Aufhebung andeutet.

Krise und Praxis

Vor allem die ökologische Krise verdeutlicht auf empirischer Ebene die Trennung von Gebrauchswert und Gut: An Atomkraftwerken, Sondermüll und genmanipulierten Lebensmitteln ist die klassische Gleichsetzung auch sinnlich obsolet geworden. Vergessen wir nicht: Stofflich gefährlich an den Produkten ist der Gebrauchswert, nicht der Tauschwert, auch wenn jener unfraglich in dieser Produktionsweise diese Produkte dimensioniert. Schaffte die Arbeiterbewegung nicht die Verknüpfung der beiden, kam sie über eine Kritik des Mehrwerts nicht hinaus, so ist die Ökologiebewegung nie essentiell von einer Kritik der Produkte zu einer der Produktionsverhältnisse vorangeschritten.

Die Wertkritik ist jene Kritik, die beide synthetisch in sich aufhebt, ohne ihre Beschränkungen zu teilen. Die Kritik des Kapitalismus, ja weiter die Kritik der Warenproduktion ist im Kern eine Kritik der Ware, somit eine Kritik, die Gebrauchswert und Tauschwert miteinschließt, ohne eine Seite zu verabsolutieren.

Im Gegensatz zu Marxens Behauptung — und auch da ist Scheit auf der richtigen Fährte — schmeckt man dem Weizen an, woher er kommt, verrät die Karotte die Aufzucht, riecht man das Schwein im Schweinsbraten etc. Die gesamte Biowelle und Bioproduktion, so obskur sie uns manchmal erscheint, so verlogen sie oft auftritt, verdeutlicht die Krise des Gebrauchswerts, die Tendenz, daß die Menschen die Produkte nicht einfach hinnehmen wollen, wie Fabriken und Agro-Industrien sie ausspeien. Was industriell logisch und billig ist, ist den Menschen nicht immer recht. Was ein konstruktiver Widerspruch ist.

Natürlich zwängt sich das neue Bedürf-

nis, wie jedes andere, in die Gesetze von Markt und Geld, kommt von ihnen nicht los. Aber es steht mehr an, als dieses Bedürfnis und seine Umsetzung als bloß neue Verwertungsmöglichkeit zu diskreditieren. Die Grenzen werden sich dann zeigen, wenn diese qualitativ-Produkte zwar hergestellt, aber immer weniger bezahlt werden können, da das Kaufpublikum regional und sektoral auch in den reichen Staaten des Nordens kleiner wird.

Die Formen der praktischen Auseinandersetzung müssen sich daher verschieben. Der Gordische Knoten des Werts wird dann (zumindest im Kopf) gelöst, wenn die Menschen nicht mehr für mehr Geld und mehr Arbeit eintreten, sondern für mehr materielle und ideelle Möglichkeiten, kurzum für mehr Leben demonstrieren, wenn der kapitalistische Überlebenskampf sich wirklich in einen kommunistischen Lebenskampf transzendiert. Wenn sie nicht mehr für den Fetisch mobilisieren, sondern gegen ihn, dann ist der Limes des bürgerlichen Denkens überwunden. Die vom englischen Schatzkanzler und späteren Premier William Gladstone in seiner Budgetrede 1864 aufgestellte, und heute noch immer gültige Behauptung: „Das menschliche Leben ist in neun Fällen von zehn ein bloßer Kampf um die Existenz“, [19] muß endlich und endgültig der Vergangenheit angehören.

[1] Zum Beispiel Gerhard Scheit, *Dramaturgie der Geschlechter. Über die gemeinsame Geschichte von Drama und Oper*, Frankfurt am Main 1995; Walter Pass/Gerhard Scheit/Wilhelm Svoboda, *Orpheus im Exil. Die Vertreibung der österreichischen Musik von 1938 bis 1945*, Wien 1995; Gerhard Scheit, *Hanswurst und der Staat. Eine kleine Geschichte der Komik: Von Mozart bis Thomas Bernhard*, Wien 1995.

[2] Gerhard Scheit, *Notbremse (I). Zur Aktualität einer Metapher Walter Benjamins. Von Benjamin zu Marx*, »FORVM«, Nr. 452-454, 2. Juli 1991; *Notbremse (II). Die Vertreibung aus dem Paradies der Produktivkräfte. Von Karl Marx zu Günther Anders*, »FORVM«, Nummer 458/459, 18. März 1992; *Notbremse (III). Theorie der Gebrauchswerte*, »Sinn und Form«, 45. Jg. (1993), Nr. 2.

[3] Gerhard Scheit, *Fortschritt und Not-*

bremse, »Weg und Ziel«, Nr. 5/1996, S. 6.

[4] Karl Marx, *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band (1867)*, MEW, Bd. 23, S. 529.

[5] Ebenda, S. 7.

[6] Gerhard Scheit, *Fortschritt und Notbremse*, S. 6.

[7] Vgl. dazu Franz Schandl/Gerhard Schattauer, *Die Grünen in Österreich. Entwicklung und Konsolidierung einer politischen Kraft*, Wien 1996, S. 37-54.

[8] Gerhard Scheit, *Notbremse (III)*., S. 333.

[9] Gerhard Scheit, *Fortschritt und Notbremse*, S. 7.

[10] Vgl. Karl Marx, *Das Kapital, Dritter Band (1894)*, MEW, Bd. 25, S. 260.

[11] Gerhard Scheit, *Der Fetisch des Gebrauchswerts. Eine Anmerkung zu einem vergessenen Begriff*, »Streifzüge« 2/1996, S. 5. Apropos Unschuld: Auch wenn die Produktivkräfte ihre Unschuld verlieren,

haben sie damit nicht — wie vorherrschend in der Ökologiebewegung vertreten — Schuld gewonnen. Schuld und Unschuld sind religiöse Assoziationen, die später in die bürgerliche Rechtsbegrifflichkeit Eingang gefunden haben. In unserer Debatte wären sie aber irreführend.

[12] Ebenda, S. 6.

[13] Franz Schandl, *Der Wert. Smith, Ricardo, Marx. Überarbeitetes Referat im Kritischen Kreis*, »Streifzüge« 2/1996, S. 2.

[14] Vgl. dazu etwa: Karl Marx, *Das Kapital, Erster Band*, S. 50, 57, 75-76.

[15] Karl Marx, *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie (1857/58)*, MEW, Bd. 42, S. 767.

[16] Karl Marx, [Randglossen zu Adolph Wagners „Lehrbuch der politischen Ökonomie] (1879/1880), MEW, Bd. 19, S. 370.

[17] Ebenda, S. 369.

[18] Karl Marx, *Grundrisse zur Kritik der politischen Ökonomie*, S. 195-196.

[19] Gladstone, zit. nach: Karl Marx, *Das Kapital, Erster Band*, S. 681.

Franz Schandl: Geboren 1960 in Eberweis/Niederösterreich. Studium der Geschichte und Politikwissenschaft in Wien. Lebt dortselbst als Historiker und Publizist und verdient seine Brötchen als Journalist wider Willen. Redakteur der Zeitschrift *Streifzüge*. Diverse Veröffentlichungen, gem. mit Gerhard Schattauer Verfasser der Studie „Die Grünen in Österreich. Entwicklung und Konsolidierung einer politischen Kraft“, Wien 1996. Aktuell: Nikolaus Dimmel/Karl A. Immervoll/Franz Schandl (Hg.), „Sinnvoll tätig sein, Wirkungen eines Grundeinkommens“, Wien 2019.

Lizenz dieses Beitrags

Copyright

© Copyright liegt beim Autor / bei der Autorin des Artikels